

ein Rot und zwingt den Ablauf der Betrachtung in einen neuen, sonderbaren Rhythmus; da gewinnen die einfachsten Dinge, ein Dach, ein Strohhalm, der kahle Boden, merkwürdige Bedeutung und werden als Farbenwerte und Dinge im Raum, als Körper und Linien zusammengefaßt zu einem Ganzen, in dem nichts mehr verdrückbar ist. Das Leben in den Tropen brachte dann seinem Talent die Vollendung. Bilder wie die großen Baden- und Frauen bedeuten einen Höhepunkt dieser eigenartigen Kunst; wie Email oder kostbares Gestein leuchten das dunkle Blau, das Grün und Rot, das Chromgelb der Körper, und die Verteilung der Gewichte auf der Bildfläche kann bei einem Japaner nicht vollkommener sein. Aber auch hier zeigt sich die Eigenart Gauguins, der nicht besinnungslos in das Fahrwasser fremder Vorbilder oder die Strudel eines selbstgewählten Programms gerät. Er bleibt stets der Maler, für den alle drei Dimensionen bestehen, und der allen dekorativen Feinheiten zuliebe Raumtiefe und Körperlichkeit nicht aufgibt. Wenn er bei den „Wilden“ ein neues Ideal körperlicher Schönheit schäpft, lernt, das von den schlanken, zerbrechlichen Formen, wie der Pariser Geschmack sie liebt, durchaus verschieden ist, und wenn er diese kraftvollen, kurzen, gedrungener Gestalten bezieht mit antiker Schönheit vergleicht, so ist er eben den alten Bildkünstlern verwandt in dem lebendigen Sinn für den zweckvollen, organischen Bau jedes Menschenseins. Ohne dies Verständnis für plastische Schönheit wären Bilder nicht möglich wie das Familienporträt, das in der Größe der Auffassung an Manet erinnert oder wie die Halbfiguren zweier stehender Frauen, deren strenge Schönheit auch das europäische Auge trifft. Die Bandtschaft mit ihren starken, reinen Farben blendet ihn zunächst, wie er selbst gesteht. Aber er fand ein Mittel, seine Kunst der Natur anzupassen — welches, das ist sein Geheimnis. Tatsächlich spiegeln diese Farben, die auf den ersten Blick wohl etwas seltsam erscheinen, die reine, staubfreie Luft des Insellandes, in der die Dinge leuchten, ebenso wie ganz intime Farbenreize, den blauen Schleier einer aufsteigenden Wolke überm Meer, das Wehen des Lichts auf eintöniger Mauerfläche. Nie ist eine Wandtschaft von ihm geistloser Abklatsch der Natur oder Ausdruck einer faulen Stimmung. Jeweils gibt er einem Bilde symbolischen Gehalt, wie im Geiste des Bösen, im Menschlichen Gend, im Jurek; auch da aber erreicht er seinen Zweck nicht durch den beigegebenen Titel oder Unterzeichnung des mimischen Ausdruck; sondern aus der Art, wie die Dinge zusammengesetzt, Licht und Farben verteilt werden, erwächst das Geheimnisvolle und Dämonische, Angst und Beklemmung; durch die Welt des Sichtbaren führt er in das Dämmerland der Seele.

In einem Saal mit Gauguins Gemälden schwebt ein Hauch von Schwermut. So frisch und frei einen Noa-Noa atmen läßt, hier wird man still. Liegt es an der ruhigen, gedämpften Luft dieser Werke, auf denen wir nichts von dem stürmischen Impressionismus des Dichters, nichts von dem temperamentvollen Pinselstrich eines van Gogh finden? Liegt es daran, daß wir vor diesen Bildern aus einer primitiven, d. h. einer alten, doch nicht gealterten Welt zur Einsicht in uns selbst gedrängt werden und Sehnsucht fühlen nach den Quellen des Lebens? Und der Zauber, den diese Malereien auf uns ausüben, mißt sich mit der Sympathie für den Maler. Manche haben ihn einen Raffinierten gehalten. Gewiss, er genos die Schönheiten der ewig jungen Natur mit den verfeinerten Sinnen des Europäers; aber er nahte sich ihr voller Andacht, und so verlor er in seinen Händen nichts von ihren keuschen Reizen. Dr. W. B a e r.

Das Sehen in Fixsternräumen.

(Nachdruck verboten.)

Wenn wir an einem recht klaren Tage von erhöhtem Standpunkte aus unsern Blick in die Ferne schweifen lassen, haben wir das Gefühl, daß wir sehr, sehr weit sehen können. Steht man an einem solchen klaren Tage auf einem isoliert liegenden Berge, der rings von ebenem Lande umgeben ist, wie etwa die Landeskrone bei Götting, und blickt nach Südosten, so kann man unter Umständen die Schneekuppe zu Gesicht bekommen. Dann sieht man schon 70 Kilometer weit. Man hat dann ganz deutlich die Empfindung, daß man von dieser Entfernung selbst keinen klaren Begriff mehr hat, daß — so gut man sonst vielleicht gewisse Entfernungen zu schätzen vermag — hier die Anschauung schon versagt. Die Höhe erscheint nicht mehr als Berg, nicht mehr als plastisches räumliches Gebilde, sondern wie ein Schatten, den man ebenso gut aus Papier schneiden und an ihre Stelle setzen könnte.

Aus diesem Beispiel erkennen wir, daß uns etwas verloren geht, wenn wir über eine gewisse Entfernung hinausgehen. Und das ist die Anschauung für die Tiefe, die tatsächlich auch aus der geometrischen Anordnung der Gegenstände zu unsern Augen viel schneller versagt, als die Raumvorstellungen nach den andern Richtungen, also bei den Entfernungen, sowie sie nicht in unserer Gesichtslinie liegen, sondern sich wesentlich in die Breite erstrecken. Da glaubt man gemeinhin nicht so leicht an eine Grenze der Wahrnehmbarkeit, weil die Alltagserscheinungen uns zu wenig Gelegenheit geben, derartige Erfahrungen zu sammeln. Die Silhouette des entferntesten Gebirges behält immer eine beträchtliche Ausdehnung in der Breite, solange wir sie überhaupt noch sehen. Und in dem Gebirgskamme finden wir immer ein paar markante Punkte, die uns vortäuschen, daß wir noch alle Distanzen dort zu unterscheiden vermögen. Diese Erscheinung ist nicht verwunderlich; die Erde bietet eben wegen der Erleuchtungen der Luft und wegen der Erdkrümmung so gut wie gar keine Gelegenheit, genauere Anschauungen in diesen Dingen zu bilden.

Anderes wird es sofort, wenn wir in den Himmel sehen. Da fehlt uns für Entfernungsvorstellungen zunächst jeglicher Anhalt. Kein Mensch kann aus dem bloßen Anblick heraus sagen, welcher Stern näher oder weiter von uns weg ist; alle erscheinen gleich weit entfernt, oder vielmehr: die eigenartigen Verhältnisse lassen beim bloßen Anblick gar nicht so leicht den Gedanken an Entfernungen aufkommen, weil wir eben nie Gelegenheit haben, dort Entfernungen zu vergleichen. Wir vereinigen wohl gewisse Sterne zu Konstellationen, aber ihre absolute Entfernung voneinander kommt uns dabei gar nicht zum Bewußtsein.

Sehen wir uns genauer an, was wir bis jetzt besprochen haben, so erkennen wir, daß wir zweierlei zu beachten haben, wenn wir von dem Thema sprechen wollen, wie tief wir in den Himmel sehen. Wir sehen sehr tief in den Himmel hinein; es fragt sich aber auch, was wir dann noch sehen! Kurz gesagt, es kommt bei unsern Betrachtungen fast auf die Wahrnehmungsgrenzen überhaupt an. Diese hängen aber ab von der Schärfe unser Sehorgane, in erster Reihe also von denjenigen unsern Augen. Die Physiologie und die Anatomie beweisen, daß unser Unterscheidungsvermögen für Lichtreize, die von benachbarten Punkten ausgehen, nicht unbegrenzt ist. Die ungeheure Anzahl der schmerzempfindlichen Nervenfasern, die in unserm Auge enden und die auf sie fallenden Lichtreize aufnehmen und dem Gehirn übermitteln, wo sie uns zum Bewußtsein kommen, bedecken sie immer, wenn auch enorm kleine Flächenbestände. Sind nun zwei leuchtende Punkte einander so nahe, daß die von ihnen ausgehenden Lichtreize auf denselben Bezirk fallen, so werden sie nicht mehr getrennt wahrgenommen.

Wenden wir das auf den Himmel an. Wir sehen dabei von allen Störungen ab, die die Eigenschaften unserer Atmosphäre bedingen. Ein normales Auge mühte sich dann zwei benachbarte nicht zu helle Sterne voneinander unterscheiden können, wenn der scheinbare Abstand zwischen ihnen nicht größer wäre als der dreifache bis vierfache Teil der Wellenlänge. Das wäre das gleiche, wie wenn man zwei leuchtende Punkte, die einen Zentimeter voneinander entfernt sind, aus 35 Meter Entfernung betrachtet. In Wirklichkeit aber dürfen sie gar nicht so nahe

stehen; wir können zwei solche Sterne nur noch voneinander unterscheiden, wenn sie etwa ein Zehntel bis ein Fünftelteil der Wellenlänge voneinander abstecken, andernfalls fließen sie für das Auge in einen Stern zusammen. Dazu wirken die mannigfaltigen physiologischen Erscheinungen mit.

Aber nehmen wir an, das Auge sei imstande, zwei leuchtende Punkte als getrennt zu erkennen, die den Abstand von ein Viertelteil der Wellenlänge haben, und wenden dies auf unsern Sehen mit Fernrohren an. Mit einem Fernrohr kann man unter günstigsten Umständen auf hohen Bergen eine höchstens tausendfache Vergrößerung anwenden. Auf dem Monde selbst könnte man dann in der Mitte der Mondscheibe noch Gegenstände voneinander trennen, deren Abstand nicht geringer als ein Vierteltausendstel der Mondscheibe ist. Der Monddurchmesser ist 3500 Kilometer lang, so daß die Punkte wenigstens einen Abstand von 80 bis 90 Meter haben müssen. — Schreiten wir weiter hinaus in den Weltraum, so kommen wir zu unsern Nachbarplaneten Venus und Mars. Unsere Entfernung von der Venus beträgt in der größten für die Untersuchung der Oberfläche dieses Planeten noch verwertbaren Erdnähe rund 120mal so viel wie die mittlere Entfernung des Mondes von uns; für Mars ergibt sich eine 150fache Entfernung. Unter denselben Voraussetzungen ergibt sich also, daß die kleinsten noch wahrnehmbaren Gebilde auf der Venusoberfläche eine Ausdehnung von 12 Kilometer, auf der Marsoberfläche von 15 Kilometer haben müssen. Auf der Sonne, die 40mal weiter absteht von uns als der Mond, erweitert sich das Maß der höchstens noch sichtbaren Gebilde auf 40 Kilometer. Das sind Größen, die wir schon als makroskopische bezeichnen können. Denn es fliegen innerhalb und außerhalb unser Planetensystems viele Weltensplitter herum, die diese Größe lange nicht erreichen. Dazu gehört z. B. eine große Zahl der kleinen Planeten, die fast alle ihre Bahnen zwischen Mars und Jupiter ziehen. — Schreiten wir bis zum entferntesten Planeten unser Sonnensystems hinaus, zum Neptun, der dreifachmal weiter ist als die Sonne, so nehmen die kleinsten, noch als solche erkennbaren Gebilde schon die Größe von 1200 Kilometer an, also Dimensionen, die von denjenigen unsern Mondes nicht sehr verschieden sind.

Bei allen diesen Beobachtungen bleiben wir noch innerhalb unser Sonnensystems und sehen, wie wenig und die direkte Beobachtung zur Erforschung der Oberfläche der Himmelskörper verpacken kann. Schon in nächster Nähe versagen unsere jetzigen Hilfsmittel, und wir dürfen nicht hoffen, jemals auch nur die Grenzen unser Sonnensystems einzugrenzen zu befähigen. Was sollen wir da erst erwarten, wenn wir in Fixsternräume eintreten? Wir wissen, daß die nächsten Fixsterne etwa 200 000 Sonnenentfernungen von uns abstecken, daß das Licht selbst Jahre braucht, um von ihnen bis zu uns zu gelangen; daß wir da noch Oberflächenbeobachtungen machen wollen, ist natürlich einfach ausgeschlossen. Und würden wir bei einem Fixsternen Bahnrechnungen über Gestalt und Ausdehnung machen, selbst bei den unumgänglichen Vergrößerungen von 2000 oder 5000, so müßten diese Körper Dimensionen haben, die diejenigen unsern riesigen Sonnenballs noch ganz weit hinter sich lassen müßten. Blickt man sich um, so ist das für den Fortschritt der Wissenschaft nicht unbedingt nötig, weil wir andre Methoden haben, die uns zwar nicht alles, aber doch außerordentlich viel leisten.

Wir dürfen mit unsern Feststellungen über das Erkennen nicht die Wahrnehmungsmöglichkeit von Gegenständen verwechseln. Denn wir nehmen die meisten Himmelskörper wahr, ohne sie als räumliche Gebilde sehen zu können, wir sehen sie nur *gestaltlos*. Das Wesentliche aber ist, daß wir sie doch wahrnehmen. Und für dieses Wahrnehmen gibt es eigentlich kaum Grenzen. Alles hängt nämlich von der Stärke des Lichts ab, das ein Körper ausstrahlt. Darum kann auch ein fast beliebig weit entfernter Körper uns zur Wahrnehmung gelangen, wenn nur sein Licht dazu stark genug ist. Einen wesentlichen Anteil daran nimmt die Unvollkommenheit, mit der unser Auge gebaut ist. Auch ein verschwindend kleiner leuchtender Punkt, der seiner Ausdehnung nach für unser Auge unerkennbar wäre, gelangt doch zu unserm Bewußtsein, weil der Reiz einer Nervenfasel, auf die allein der Lichtstrahl trifft, fällt, so stark ist, daß er weitere mit anzuregen vermag. Wir sehen dann eigentlich nur noch die Deffnung unser eignen Auges im Richte jenes Gegenstands.

Unter diesen Umständen können wir also scheinbar außerordentlich kleine Körper sehen. Ein gutes Beispiel dafür sind die Marsmonde, die im Jahre 1877 entdeckt wurden. Phobos, der innere, dem Mars nähere, hat einen Durchmesser von 9 1/2 Kilometer, Deimos, der äußere, gar nur von 8 Kilometer. Wenn wir aber auf dem Mars nach unsern vorhergehenden Feststellungen nur noch Gebilde sehen können, die meistens 18 Kilometer groß sind, warum sehen wir dann die noch nicht halb so großen Monde überhaupt? Nun, eben weil sie lichtstark genug sind! Mit denselben Hilfsmitteln, die sie entdecken, würden wir sie auch sehen, wenn sie noch kleiner wären.

Die Fixsterne haben nun an sich gewöhnlich eine verhältnismäßig sehr viel intensivere Leuchtkraft. Daher senden uns aus den unmeßbaren Fernen des Weltalls so viele Sonnen ihre Lichtstrahlen zu. Schon die mit bloßem Auge sichtbaren Sterne haben vielfach Entfernungen, die das Licht drei Jahrhunderte unterwegs sein lassen müssen, um zu uns zu gelangen und gesehen werden zu können. Würde solch Stern jetzt plötzlich erlöschen: wir würden erst nach dreihundert Jahren merken! Aber das ist noch wenig! Schreiten wir bis zu den äußersten Grenzen unser Sonnensystems — die Milchstraße — vor, in deren Mitte wir etwa stehen, so braucht das Licht 22 000 Jahre, um uns davon Kunde zu geben!

Um nur in Zahlen anzugeben, was das heißt, sei folgendes bemerkt. Das Licht legt in einer Sekunde eine Wegstrecke von 300 000 Kilometer zurück. Da nun ein Jahr 365 x 24 x 60 x 60 Sekunden hat, so legt das Licht in einem Jahr eine Wegstrecke von 31 536 000 x 300 000 = 9 460 800 000 000 Kilometer zurück, d. h. eine Strecke von rund 9 1/2 Billionen Kilometern. 300 Lichtjahre wären also rund 2 800 Billionen Kilometer, 22 000 Lichtjahre 200 000 Billionen Kilometer!

Der Andromedanebel, der nach den neueren Forschungen ein gleiches Sternsystem darstellt wie unser Milchstraßensystem, ist von uns etwa 2mal so weit entfernt, wie die äußersten Grenzen der Milchstraße, das sind rund eine halbe Million Lichtjahre (4 260 000 Billionen Kilometer). Und der Spiralnebel in den Jagdhunden, den wir auch als ein gleiches System ansehen müssen, ist vielleicht noch 300mal so weit, also 6 1/2 Millionen Lichtjahre (61 1/2 Billionen Kilometer).

Diese Entfernungen sind unvorstellbar, gerade so gut wie schon diejenigen von uns bis zur Sonne. Wir erkennen aber, daß die Tiefe unsern Blicks in den Himmel in der Tat so gut wie unendlich ist. Und in den ungeheuren Entfernungen des Andromedanebels und des Nebels in den Jagdhunden sehen wir sogar noch Gestaltungen! Ja sogar Gestaltungen *in der* räumlichen Dimensionen, wenn auch nicht in so großen Fernen in kurzer Zeit. Aber der neue Stern vom Jahre 1001 hat uns solche Wandlungen in Tagen gezeigt. Wir erkennen daraus, daß die dort vor sich gehenden Prozesse und die in ihnen tätigen Kräfte von einer unbeschreiblichen Gewaltigkeit sein müssen. Die Geschwindigkeiten, die dabei auftreten müssen, übersteigen alle in unserm Sonnensystem bekannten. Trotzdem bemerken wir von solchen Veränderungen an vielen Gebilden nichts; sie scheinen ewig unveränderlich zu sein. Und dennoch sind sie es nicht. In diesen Entfernungen vermögen selbst die ungeheuerlichsten Geschwindigkeiten sich unsern Meßwerkzeugen, auch den feinsten ihrer Art, nicht bemerkbar zu machen; Jahrzehnte, Jahrhunderte und Jahrtausende gehören dazu. Und erst die Vergleichungen unsern Feststellungen mit denjenigen nach Jahrhunderten und Jahrtausenden vermögen Änderungen erkennen zu lassen — ein guter Trost für den Zukunftsruhm unsern scheinbar zwecklosen Gegenwartsarbeit!

Um so wunderbarer ist es, daß wir schon heute in der Spektralanalyse, die auf der Zerlegung des von den Körpern abgestrahlten Lichts beruht, eine Methode besitzen, die uns in Verbindung mit andern Untersuchungsmethoden tiefe Einblicke gewährt in die Entwicklungs- und Gestaltungsprozesse der Weltkörper und uns Vorgänge enthüllt, die wir sonst wahrscheinlich nie zu unserm Kenntnis hätten bringen können. Dabei ist die Entfernung schon in hohem Maße ausgeschaltet; die Eigenart der Methode erleichtert uns, was uns die räumliche Anordnung versagt. Dürfen wir wohl hoffen, daß uns die physikalische Forschung noch weitere ähnliche Methoden bescheidet, die sich ebenso erweisen wie die Spektralanalyse? Fast scheint es so! Felix Binz.

Kleines Feuilleton.

Vollbildung in Portugal. Ueber die portugiesische Revolution äußert sich in Politiken der bekannte dänische Schriftsteller Karl Parzen, der vor einigen Jahren portugiesische Reisebilder veröffentlicht hat (Poetische Reisen, deutsch im Inselverlag erschienen), sehr skeptisch. „Wenn die jetzige Revolution dazu führt, daß das Königtum abgeschafft und die Republik eingeführt wird, richtet sie sicherlich genau so wenig aus wie das, was an jenem Tage geschah, als König Carlos ermordet wurde. Es gibt nur eine Revolution, die wirklich für Portugal Resultate zeitigen könnte, und das ist die, die stattfinden würde, wenn die Volksschulen mit tüchtigen und tatkräftigen Lehrern eröffnet würden — und dann Kinder in sie hinein kämen. Aber ich glaube, der Portugiese, der dieses in Wirklichkeit revolutionäre Banner aufrichtete, würde dem allerheftigsten Widerstand begegnen, und nicht zum wenigsten von Seiten des Volkes. Das Krampfhaftste, Unzuverlässigste, Dösel in Portugal's politischen Verhältnissen erklärt sich in Wirklichkeit aus der Tatsache, daß, gut gerechnet, nur 20, zwanzig Prozent der portugiesischen Nation überhaupt lesen und schreiben können. Draußen auf dem Lande aber herrschen die Großgrundbesitzer mit den kleinen armen Pächtern und Landarbeitern; in den Städten wohnt eine elend entlohnte, unorganisierte Arbeiterklasse; und die Geschäfte treiben, Gütdesitzer, Industrielle, Handelsleute, sind im höchsten Grade abhängig von fremdem, besonders englischem Kapital. Alle diese Bevölkerungsklassen, die kleinen Leute nicht zum wenigsten, haben ein kurzichtiges Interesse daran, die Arbeit der Kinder auszunutzen und die Schulen leer stehen zu lassen. Denn Schulen sind da, und Schulgesetze sind da; nur kommen in die Schulen keine Kinder, und niemand fällt es ein, den Schulgesetzen Achtung zu verschaffen. Eine blutige Ironie läßt sich wohl nicht denken, als daß das Land mit den 80 Prozent Analphabeten auf dem Papier obligatorischen Volksschulunterricht mit strengen Bußen für Schulverräumnis hat. Ein konstitutionelles Leben mit einer so gedegredierten und so wenig aufgeklärten Bevölkerung ist selbstverständlich der reine Humbug, und wird es bleiben, ob man nun Königtum oder Republik über die Tür schreibt. ... Wenn Portugal dem Schicksal entgehen will, ein bloßes Ausbeutungsobjekt für fremdes Kapital zu werden, das in seinem eignen Interesse über die politische Entwicklung des Landes verfügt, muß eine Wiedergeburt des portugiesischen Volkes aus dem Volke heraus geschehen. Das ist die einzige Revolution, die für das portugiesische Volk eine revolutionäre Bedeutung erhalten wird.“

Ueber die Bekämpfung der Schlafkrankheit sprach gestern in Berlin Geheimrat Ehrlich in der Jahresversammlung deutscher Neurologen. Die letzten Jahre haben mich, führte er aus, auch der psychiatrischen Wissenschaft näher gebracht und nicht nur in persönlicher Beziehung, sondern auch in sachlicher Beziehung, denn es handelt sich bei Schlafkrankheit und Paralyse gewissermaßen um parallele Erkrankungen, die von einem einheitlichen Gesichtspunkt aus betrachtet werden müssen. Bei der Bekämpfung der Schlafkrankheit spielt die gewöhnliche Rolle das vor allem durch Robert Koch's Unteruchung, entdeckte Heilmittel Nitrogl, das auf gutem Erfolg angehendet worden ist. Mittel ist es aber erst nach jahrelanger Behandlung möglich, mit diesem Mittel eine dauernde Heilung zu erzielen, und inzwischen sind viele Kranke bereits gestorben. Ein großer Nachteil dieser Therapie besteht auch darin, daß nur etwa 10 Prozent einer definitiven Heilung zugeführt werden, während der Rest der Krankheit verfallt. Nun ist es gelungen, das Nitrogl durch Vermengung mit gewissen Farbstoffen, vor allem mit Chlorfarbstoffen, zu vervollkommen, wodurch die Parasiten scharfer als bisher getroffen, der Organismus aber viel weniger in Angriff genommen wird. Mit diesem Mittel würde man recht erfolgreich gegen die Schlafkrankheit kämpfen können, wenn nicht außerordentlich große Schwierigkeiten mehr äußerer Art hemmend im Wege stehen würden. Eine große Gefahr ist schon darin zu erblicken, daß die Länder, in denen die Schlafkrankheit vorkommt, weit von uns entfernt liegen, und daß die Parasiten in den verschiedenen Regionen durchaus nicht einheitlich sind. So sind z. B. in Togo die Parasiten relativ leicht zu beeinflussen, am Kongo außerordentlich schwer. Auch die Empfindlichkeit der Parasiten ist ganz verschieden. Am wenigsten empfindlich sind die Parasiten am Togo, viel stärker empfindlich dagegen sind sie in Ostafrika. Man kann also die Erfahrungen, die man an der einen Stelle gesammelt hat, durchaus nicht auf die andre Stelle übertragen. Eine einheitliche Therapie ist daher nicht angebracht, sondern es empfiehlt sich eine den verschiedenen Formen der Schlafkrankheit angepaßte Therapie. Die Beziehungen von Paralyse und Schlafkrankheit sind sehr enge. Je mehr wir das vielfach noch dunkle innere Wesen der Paralyse erkennen, desto näher rückt auch die Möglichkeit, die Schlaflosigkeit erfolgreich zu bekämpfen. —

Neues Theater. Sonnabend: Die begähmte Wärsperstige (Kustspiel). Sonntag: Nanon, Oper in 4 Akten, Musik von J. Waffnet (Erstaufführung). Montag: Jar und Zimmermann. — Altes Theater. Sonnabend: Der Graf von Luxemburg. Sonntag, nachmittags 1/2 Uhr: Vorstellung für das Arbeiterbildungsinstitut (Fuhrmann Denksel), abends 1/2 Uhr: Der fidele Bauer. Montag: Der Graf von Luxemburg.

Bereinigte Leipziger Schauspielhäuser. Schauspielhaus. Sonnabend: Zalsun. Sonntag, nachmittags 3 Uhr: Vorstellung für den Neuen Verein städtischer Beamten (Das Reutnantsmündel), abends 1/2 Uhr: Zalsun. Montag: Das Reutnantsmündel. — Neues Operetten-Theater (Theater am Thomasing). Sonnabend: Reiche Mädchen. Sonntag, nachmittags 3 Uhr: Vorstellung für das Arbeiterbildungsinstitut (Reiche Mädchen), abends 1/2 Uhr: Reiche Mädchen. Montag: Reiche Mädchen.

Hattenberg-Theater. Sonnabend: Aus der Art geschlagen. Sonntag: Einer muß heiraten; Die Herren Söhne. Montag: Die Kinder der Eggenen. Dienstag: Glück bei Frauen. Mittwoch: Die Herren Söhne. Donnerstag: Glück bei Frauen. Freitag: Das Opferlamm. Sonnabend: Die Herren Söhne. Sonntag, 18. Oktober: Dem gehört das Kind; Das Opferlamm.

Konzerte und Vorträge. Morgen, Sonnabend, abends 1/2 Uhr, im Kaufhaus: Konzert des Violinvirtuosen Salka Kubertson. — Dienstag im Kaufhaus: Konzert des 16-jährigen Pianisten Erwin Schulhof in Gemeinschaft mit der Solovirtuosenin Ena Rée. — Mittwoch im großen Festsaal des Zentraltheaters: Vorträge von der Methode Jacquet's Dalcroze. —